



Predigt

Thema: Lebensbrot, täglich einzunehmen
Pfarrer/in: Benedict Schubert
Predigtort: Peterskirche
Datum: 31. März 2019
Bibeltext: Johannes 6, 47-51



⁴⁷Amen, amen, ich sage euch: Wer glaubt, hat ewiges Leben. ⁴⁸Ich bin das Brot des Lebens. ⁴⁹Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben. ⁵⁰Dies ist das Brot, das vom Himmel herabkommt: Wer immer davon isst, stirbt nicht. ⁵¹Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wenn jemand von diesem Brot isst, wird er in Ewigkeit leben; und das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, für das Leben der Welt.

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

es ist eine tollkühne Behauptung: «Ich bin das Brot des Lebens!» Am einfachsten wäre es gewesen, sie luftig, geistig, innerlich auszulegen. Die Querverbindung zur Erzählung von der Wanderung durch die Wüste mit dem Manna, dem Himmelsbrot, böte mir einen handlichen Schlüssel. Ich könnte zurückgreifen auf den Vers aus dem Buch Deuteronomium, den Jesus selbst in der Versuchungsgeschichte zitiert: *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes geht* (Mat 4,4 nach Dtn 8,3). Damit hätte ich freie Bahn und könnte darüber reden, welche Texte uns wie fürs Leben stark machen, und weshalb besonders die Jesusworte uns geistige Nahrung sein wollen und können.

Doch gegen eine solche Vergeistigung sperrt sich der Text; er bleibt drastisch körperlich– und wenn Ihr zuhause im Evangelium weiterlest, was unmittelbar auf unseren kurzen Abschnitt folgt, werdet Ihr sehen, dass es noch handfester, direkt peinlich leiblich wird. Schon zwei Verse später wird uns der kannibalisch klingende Spitzensatz zugemutet: *Wenn ihr nicht das Fleisch des Menschensohnes esst und sein Blut trinkt, habt ihr kein Leben in euch* (54). Das sehr Körperliche, Elementare und Vitale lässt sich nicht wegerklären. Es geht ums Essen, um den Vorgang des Essens: Ich breche ein Stück Brot, ich schiebe es in den Mund, ich kaue und schlucke.

Weshalb befremdet uns der Text? Ich sehe zwei Gründe dafür; der erste ist dieser: Uns ist es ganz selbstverständlich geworden, dass wir zu essen haben. Wir kennen den Hunger nicht mehr, der ein schmerzlicher täglicher Begleiter für viele von denen war, die Jesus damals zuhörten. Wir kennen höchstens ein Hungergefühl – und das suchen manche von uns ja just in der Fastenzeit, um ein wenig von dem Ballast loszuwerden, der sich angelagert hat. Das Versprechen in unserem Text, wir würden ewig leben, wenn wir dieses Brot essen, lockt uns nicht mehr. Wir haben es eingetauscht gegen unser eigenes Vorhaben, möglichst lange und gesund zu leben, wenn wir wenig oder kein Brot, keine Teigwaren essen, sondern Früchte und Gemüse.

Den zweiten Grund, weshalb der Text Mühe macht, liegt im Grundwort «glauben». Jesus benutzt es häufig; auch am Anfang unseres Textes kommt es prominent vor: *Wer glaubt, hat ewiges Leben*. Doch was heisst «glauben»? Wer das Wort heute verwendet, meint im Allgemeinen etwas anderes, als das, was damals gemeint war (und übrigens auch noch zur Reformationszeit). Damals war Glauben mehr als Wissen; heute ist Glauben weniger als Wissen. Damals bedeutete Glauben auch im alltäglichen Sprachgebrauch so viel wie Vertrauen, sich Verlassen, sich Einlassen auf jemanden, auf etwas. Wenn aber heute jemand ausserhalb der Kirche einen Satz anfängt mit: «Ich glaube...», dann signalisieren sie, dass sie eine Meinung äussern, eine Ahnung haben, dass sie indessen nicht ganz sicher sind, ob das, was sie annehmen, eine Tatsache ist. Glauben ist heute eine Art Abkürzung im Denken: Es gibt Fragen, auf die ich keine sichere Antwort finden kann, sondern mich auf eine Vermutung beschränken muss. Um die Fragen sozusagen von der Traktandenliste nehmen zu können, glaube ich dann eben dies oder jenes.

Deswegen fällt das Glauben vielen klugen und kritischen Menschen schwer. Sie weigern sich, etwas für wahr zu halten, was ihnen eher unwahrscheinlich vorkommt. Sie halten es für eine Beleidigung ihrer Intelligenz, Lehrsätze nachzusprechen, die in längst vergangenen Jahrhunderten formuliert wurden. Eine Zumutung wäre es für sie, irgendwelche antiken Vorstellungen übernehmen zu müssen. Was sollen sie glauben, dass es eine Hölle gibt, wo die einen schmoren, oder einen Himmel, wo die anderen selig frohlocken? Sollen sie wirklich meinen, der Prophet Elisa habe ein Beil auf dem Wasser schwimmen lassen, oder die Welt sei vom Ewigen in 7x24 Stunden gemacht worden.

Wer glaubt, hat ewiges Leben? Wie sollen wir das verstehen? Ich habe darauf hingewiesen, dass wir gegenwärtig in einer Gesellschaft leben, in der – bis auf ganz wenige tragische Ausnahmen –

niemand Hunger leiden muss. Jesus hingegen war umgeben von Menschen, die oft in sehr prekärer Lage waren. Sie lebten nicht gut, sie lebten nicht leicht, sondern schwer, beschwert, bedroht.

Unser Text ist ein kurzer Ausschnitt aus einer längeren Rede, die anschliesst an das Wunder der Speisung der Fünftausend. Der Evangelist betont, dass diese wunderbare Sättigung der Menge ein *Zeichen* war. Ganz sicher war die Menge begeistert, als sie erlebte, wie durch Jesus und mit ihm das Wenige, was da war, ausreichte, um ein wunderbares Fest zu feiern. Alle hatten genug, es blieben sogar noch Reste übrig. Dem Evangelisten ist allerdings wichtig, dass diese beglückende Erfahrung ihren Sinn darin hat, auf das hinzuweisen, was Jesus nun in der Rede ausführt – und was aufs Höchste konzentriert ist im Satz: «Ich bin das Brot des Lebens.» Es geht nicht um ein einmaliges Wunder, sondern um Leben von höchster Qualität, um befreites, nicht mehr eingegrenztes Leben, das sich nährt aus dem, was und wer Jesus ist.

So wie das Speisungswunder «nur» ein Zeichen war, sagt Jesus in unseren Versen, war auch das Manna in der Wüste «nur» ein Zeichen. Es war Wegzehrung auf dem Weg in die Freiheit, es war Rettung vor dem Hungertod – aber es war noch nicht die Fülle, die tägliche Sättigung. Es war Proviant auf der Reise – noch nicht das, was wachsen sollte, wenn das Volk die Weisung Gottes befolgte: Milch und Honig im Land der Verheissung.

Daran knüpft Jesus in seiner Rede an. Er verspricht Fülle, gutes Leben, leichteres Leben. Er sagt denen, die sich um ihn scharen zu, dass Gott ihr Leben will, dass er es ihnen als erfülltes, als schönes Leben ermöglichen will. Das ist gemeint, wenn im Johannesevangelium vom «ewigen Leben» die Rede ist. Es ist ein Leben mit besonderer Qualität, ein Leben in Freiheit, in Klarheit, ein mutiges, von Liebe durchleuchtetes Leben. Es geht dem Evangelisten nicht um ein fernes Jenseits, sondern darum, dass die Zukunft Gottes ganz nahe ist und da und dort schon in unseren Alltag einbricht, um uns darin Momente von Ewigkeit erfahren zu lassen.

Davon spricht Jesus in Gleichnissen, er verwendet Bilder und Sprichwörter. Er legt die alten Gebote neu und provozierend aus, er überrascht, indem er über und zu Menschen ganz anders spricht, als es der vermeintlich gute Ton erforderte.

Diese Worte und Taten von Jesus sollen nicht für wahr gehalten werden. Sie sollen geglaubt werden. Was damit gemeint ist, kann ich beispielhaft an der Geschichte vom Seewandel erläutern, die zwischen dem Bericht über die Speisung der Fünftausend und der langen Rede über das Brot des Lebens steht. In stürmischer Nacht kommt Jesus über das Wasser zu den Seinen, die in ihrem Schiffein um ihr Leben bangen (Joh 6, 16-21). Diese Geschichte zu *glauben*, heisst nicht, es für wahr halten, dass in einer bestimmten Nacht vor knapp zweitausend Jahren Jesus einmal auf dem See herumspaziert wäre wie auf einem Turnhallenboden. Die Geschichte glauben, heisst: Ich verlasse mich darauf, dass dann, wenn mein Lebensschifflein heftig geschüttelt wird, wenn ich meine, ich müsse gleich untergehen – dass dann Jesus so überraschend auftaucht, über meine bodenlosen Ängste hinweg zu mir kommt, dass ich meine, er sei ein Gespenst, doch tatsächlich bin ich schon in Sicherheit dort angekommen, wo ich hinwollte

Wer glaubt, hat ewiges Leben. Ich bin das Brot des Lebens. Die ihm folgen wollen, sollen sich einverleiben, was Jesus sagt und tut, was er ist und offenbart. Sie sollen das neue Leben kosten.

Brot ist indessen Alltagskost. Von Jesus haben wir gelernt, um das tägliche Brot zu bitten. Und damit stehen wir erneut vor der Schwierigkeit, die sie damals nicht hatten, wir heute aber sehr wohl. So sehr sie damals angewiesen waren auf und entsprechend dankbar für das tägliche Brot, so sehr waren sie auch dankbar für das, was ihnen von Jesus zugesprochen, vorgemacht, geschenkt, ermöglicht wurde. Sie erlebten, wie eine über Jahre gedemütigte Frau sich unter der Hand Jesu aufrichtete. Sie beobachteten verwundert, wie der Rabbi aus Nazareth mit Unberührbaren ein Fest

feierte. Sie hörten in einer Mischung von Befremden und Erleichterung, wie Jesus ausgerechnet einen Samariter, einen Andersgläubigen zum Vorbild der Nächstenliebe erklärte. Sie sahen, wie eine Frau erleichtert mitten durch den Kreis der Gaffenden hindurch wegging, mit leuchtenden Augen – und dabei hätte sie gerade noch gesteinigt werden sollen. Das alles erlebten sie und sie taten, was schon Maria nach dem Besuch der Hirten tat: Sie bewegten in ihren Herzen, was sie gehört, gesehen, erlebt hatten. Sie liessen sich stärken, liessen sich kräftigen für ihr eigenes Leben im Vertrauen, in der Hoffnung und in der Liebe.

Wir hier und heute nehmen das tägliche Brot als etwas, was uns selbstverständlich zusteht und zukommt. Wir müssen nicht fragen, ob wir Brot haben, erst recht nicht darum bitten, sondern wir wählen aus, welche Sorte uns gerade zusagt, oder ob wir nicht überhaupt etwas ganz anderes für gesund und köstlich halten. Dabei bilden wir uns meist ein, das sei Zeichen unserer Freiheit – und wir merken nicht, wie sehr wir von der Werbung und von der Anordnung der Waren im Supermarkt manipuliert sind.

Und genauso wählerisch sind wir auch geworden im Blick auf das, womit wir täglich unseren Geist, unsere Seele, unser inneres Leben füllen und damit unser Leben gestalten. Neben dem schlichten Ruchbrot der biblischen Texte wird uns auf dem Markt der religiösen und weltanschaulichen Möglichkeiten eine Fülle von oft raffinierteren, exotischeren, verführerischen Texten und Bildern, Gleichnissen und Weisheiten angeboten. Wir können wählerisch sein und merken nicht, wie sehr wir von der Werbung manipuliert werden, abgelenkt vom nie versiegenden Strom an Impulsen und Informationen.

Ich habe soeben auf vier Geschichten aus den Evangelien hingewiesen – und davor noch eine Geschichte aus dem Elisa-Zyklus erwähnt. Hand aufs Herz: Wer von Euch wusste sofort, an welche Szenen ich erinnerte? Und wie lange hättest Du suchen müssen, bis Du sie in der Bibel hättest nachlesen können? Ich befürchte, dass sehr vielen Menschen heute, auch Mitgliedern unserer Kirche der Glaube so schwerfällt, weil sie die Geschichten und Texte nicht mehr kennen, auf denen der Glaube sich gründet und aus denen er sich erst nährt.

Es war wohl selten so einfach, eine eigene Bibel zu besitzen wie hier und heute – und gleichzeitig herrscht bis tief in die Kirchen hinein (und ich nehme uns Pfarrerinnen und Pfarrer da nicht aus) ein erschreckender Analphabetismus in Bezug auf die Bibel. Wer kennt schon nur das, was einmal Sonntagsschulstoff war? Wer trägt einen Schatz an Geschichten, an Worten, an Liedern in sich, auf den Du dann Zugriff hast, wenn Du dringend Stärkung nötig hast?

Wer beispielsweise die Geschichte vom Seewandel kennt, wird nicht verzweifeln, wenn der Sturm sie schüttelt. Sie werden Angst haben – doch sie werden sich die Hoffnungslosigkeit austreiben lassen vom Text, der ihnen geschenkt wurde und den sie sich einverleibt haben. Auch in der tiefsten Dunkelheit werden sie Ausschau halten, ob da nicht doch der Eine übers Wasser kommt, der sie rettet. Doch wie willst Du auf die rettende Idee kommen, dass der Eine so kommt, wenn Du die ursprüngliche Geschichte gar nicht kennst?

Wer glaubt, hat ewiges Leben. Ich bin das Brot des Lebens. In der Fortsetzung unseres Textes wird deutlich: Es geht schliesslich um das Abendmahl, die Eucharistie. Der heftige Satz vom Fleisch Essen und Blut Trinken bezieht sich auf das, was wir nachher feiern. Dabei spielt keine grosse Rolle – das habe ich wiederholt betont – was wir uns dabei denken, wie wir uns fühlen. Wir tun es einfach. Wir nehmen Brot, kauen, schlucken. Und wir trinken aus dem Becher – und damit überlassen wir uns der Möglichkeit, dass etwas in uns und mit uns geschieht, was uns verwandelt, neu werden lässt.

So sollten und dürfen wir «im Glauben» leben. Wenn es nicht etwas zu theologisch tönte und unsere katholischen Geschwister möglicherweise etwas ganz anderes darunter verstehen, würde ich gerne

von einem «eucharistischen Leben» reden. Ob wir zweifeln oder gewiss sind, ob wir schöne Gefühle haben oder überhaupt nichts spüren – wenn wir einfach tun, was uns von Jesus her gesagt, vorgemacht und ermöglicht ist, dann wird unser Leben das, was Johannes «ewiges Leben» nennt. Wir erklären auch für uns selbst die Worte zu Lieblingsworten, die es nach Francine Carrillo für Jesus sind: Wir gehen, essen, berühren, schauen an, segnen, lieben, suchen, wachen, lassen zurück, weinen, verlieren uns und sterben – um zu leben. Wir vergeben einfach, anstatt uns zu rächen. Wir vertrauen, anstatt uns abzuschotten. Wir teilen, anstatt zu horten. Wir berühren Unberührbare. Wir erkennen in unserer Nachbarin unsere Nächste und werden dem zum Nächsten, der verletzt am Strassenrand liegt. Wir loben Gott, anstatt an allem herumzunörgeln. Wir beten und anerkennen erleichtert, dass wir nicht alles im Griff haben müssen. Wir danken dem Ewigen für das Brot des Lebens.